

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 132 (2012)

Artikel: Zwei Leben nach oben : zu den autobiografischen Texten von Paul Wehrli (1902-1978) und Hans Knecht (1913-1986)
Autor: Brändle, Fabian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Leben nach oben

*Zu den autobiografischen Texten von Paul Wehrli
(1902–1978) und Hans Knecht (1913–1986)*

Autobiografien sind meistens das Produkt aussergewöhnlicher Menschen. Das gilt für Berühmtheiten ebenso wie für Menschen aus dem «gemeinen Volk». So schreiben Menschen, die am Rande der Gesellschaft gelebt haben, ebenso wie Frauen und Männer, die einen gewissen sozialen Aufstieg vollbracht haben. Um zwei Männer, die dies geschafft haben, geht es im folgenden Artikel: um den Aussersihler Schriftsteller und Juristen Paul Wehrli und den Albisrieder Färber und Radsportler Hans Knecht. Beide wuchsen in armen Verhältnissen auf, und beide brachten es zu Ansehen und einem gewissen Wohlstand. Beide schrieben auch über ihr Leben, über ihr Fühlen und Handeln in einer Zeit, als der Wohlstand noch kein Gemeingut war.

Zu den Kindheitserinnerungen des Aussersihlers Paul Wehrli (1902–1978)

Der lange Zeit vergessene Aussersihler Schriftsteller Paul Wehrli geniesst seit einiger Zeit wieder eine gewisse Wertschätzung. Im kürzlich erschienenen Buch «kult zürich ausser sihl» beispielsweise wird aus seinem Werk zitiert.¹

Paul Wehrli kam am 3. September 1902 als fünftes Kind (von sieben Kindern) des Ehepaars Jacob und Luise Wehrli-Brauchli zur Welt. Der Vater, geboren am 24. Oktober 1864, Bürger von Mauren-Berg,

¹ kult zürich ausser sihl: Das andere Gesicht. Hrsg. vom Verein Kult Zürich Ausser Sihl. Zürich 2010. S. 462–468.

Thurgau, reformiert, war zuerst Postpacker, dann Briefträger und verstarb am 27. Dezember 1924. Die Mutter, geboren am 13. Oktober 1871, stammte ursprünglich aus Oberhard-Berg, war also ebenfalls Thurgauerin. Sie starb am 25. August 1951.

Die Eltern von Paul Wehrli wohnten seit 1899 an der Schreiner-gasse 60 und ab 1909 an der Schreinerergasse 62 in Zürich-Aussersihl. Vom 1. Oktober 1917 an lebten sie an der Herbartstrasse 3 (neben dem Hohlstrassenschulhaus).

Paul Wehrli schloss die Handelsschule mit der Matura ab. Er arbeitete zuerst bei einer Handelsfirma und begann ein Germanistikstudium, studierte dann aber Jura. Im Jahr 1937 doktorierte Wehrli als Jurist mit einer rechtshistorischen Arbeit. Er praktizierte aber nie als Jurist. Am 17. Juni 1937 heiratete er Marguerite Berta Marsens. Das Paar bezog eine Wohnung an der Hüslibachstrasse 90 in Leimbach. Wehrli übernahm im selben Jahr eine Lehrerstelle am Telegrafenamnt. Später arbeitete er halbtags als Sekretär am Stadttheater sowie als Lehrer für Literaturgeschichte an der Buchhändlerschule des kaufmännischen Vereins. Dort war er für seinen mitreissenden Dozierstil bekannt und geschätzt.

Am 30. Juli 1939 wurde der Sohn Peter Konrad geboren, der bekannte spätere Schriftsteller, dem auch das Buch «Martin Wendel» gewidmet ist. Am 4. Oktober 1941 folgte die Tochter Marianne Elsbeth. Am 8. Februar 1978 starb Paul Ernst Wehrli in Stäfa.²

Paul Wehrlis umfangreiches Werk umfasst zahlreiche autobiografisch gefärbte Texte, namentlich die «Wendel-Trilogie». Neben «Martin Wendel. Roman einer Kindheit», erschienen im Kriegsjahr 1942 bei der Büchergilde Gutenberg in Zürich und rund 350 Seiten dick, gehören «Regula Wendel», ein Roman über seine Mutter Luise und das Thurgauer Sticker-Milieu, erschienen 1945 im renommierten Zürcher Artemis-Verlag, sowie die Fortsetzung von «Martin Wendel», der Roman «Martin macht sich», publiziert im Jahre 1949 ebenfalls bei Artemis, zu dieser Trilogie.

² Freundliche Mitteilung von Dr. Nicola Behrens, Stadtarchiv Zürich.

Gemäss den Aussagen des Sohnes von Paul Wehrli, Peter K. Wehrli, entsprechen die «Wendel-Romane» im grossen und ganzen der historischen «Realität».

Peter K. Wehrli bezeichnet seinen Vater politisch als gemässigt links. Er schwankte zwischen der sozialdemokratischen und der demokratischen Partei. Vater Wehrli sah sich als Vermittler zwischen Volks- und Elitekultur, er setzte sich beispielsweise zeitlebens für vergünstigte Eintritte in das Opernhaus ein. Kunst und Literatur waren ihm Mittel zur Selbstfindung. Wehrli selbst las mit Vorliebe Autoren aus der Epoche des «Sturm und Drang» sowie andere klassische Werke. Er hatte einen Hang zur Boheme, sodass in seinem Haus in Leimbach oft Künstlerinnen und Künstler verkehrten.

Paul Wehrli war auch Dramatiker. Das Theaterstück «De Buebechrieg. Ein Spiel für die Jugend in 6 Bildern», erschienen 1956 im Elgger Volksverlag, wurde am Schauspielhaus aufgeführt.

Der «Zürcher Bubenkrieg» kommt auch prominent in «Martin Wendel» vor. Aussersihler und Altstädter Knaben sowie ihre Verbündeten aus den angrenzenden Quartieren verprügelten sich regelmässig und veranstalteten eine an den alten Zürichkrieg gemahnende Schlacht. Wehrli war also auch ein präziser Chronist des Alltäglichen, und das löst natürlich das Interesse des Historikers aus, der sich mit Alltagsgeschichte beschäftigt. Aussersihl war um 1900 eine der lebendigsten und vielfältigsten städtischen Gemeinden der gesamten Schweiz.³

«Wir wohnten in Aussersihl, dem Arbeiterviertel der Stadt. Böse Mäuler haben gestern wie heute dieses Stadtviertel verleumdet und es zum Verbrecherquartier Zürichs gestempelt. Noch meine Mutter – als

³ Zu Aussersihl um 1900 existiert eine recht umfangreiche Literatur. Spezielle Werke werden weiter unten erwähnt. Zur Stadtentwicklung vgl. Künzle, Daniel: Wohnen im Arbeiterquartier. Stadtentwicklung und Lebensbedingungen am Beispiel Zürich-Aussersihl im ausgehenden 19. Jahrhundert. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1986; Bärtschi, Hans-Peter: Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau. Die Entwicklung des Zürcher Industrie- und Arbeiterstadteils Aussersihl. Ein vergleichender Beitrag zur Architektur- und Technikgeschichte. Basel 1983; Kreis, Konrad: Städtische soziale Segregation und Arbeiterwohnungsfrage. Die soziale und bauliche Entwicklung einer Arbeitervorstadt, am Beispiel von Zürich-Aussersihl, 1860–1900. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1981.

sie im Villenviertel, am Zürichberg oben, bei ihrer Herrschaft arbeitete – wurde vor Aussersihl gewarnt, als wäre dies ein Ort, wo kein anständiges Mädchen sich hingetraue und wo man nur mit dem geladenen Revolver am Samstagabend durch die Strassen gehe. Denn hier in Aussersihl, so hiess es, wohnten die Sozi und Anarchisten, und für die Bürgersleute der neunziger Jahre waren dies Begriffe, um sie in Angst und Schrecken zu jagen.»⁴

Auf engstem Raum begegneten sich in Aussersihl Arbeiterinnen und Arbeiter, Tagelöhner, Dienstmädchen, Ladenbesitzer, Katholiken, Reformierte, Freikirchler, Abstinente und Trinker, Juden⁵, Schweizerinnen und Schweizer aus verschiedenen Kantonen, Migranten und Einheimische, Italienerinnen und Italiener⁶, Deutsche, Sozialisten und Kommunisten⁷, Anarchisten, Nationalisten, «Demokraten» und Liberale. In diesem von sozialer Unrast und Streiks geprägten Zürcher Stadtviertel⁸ wuchs Paul Wehrli als Sohn eines verbeamteten Briefträgers in einer grossen Familie auf. Die Verhältnisse waren zwar bescheiden, aber nicht existenzbedrohend wie bei anderen Familien, kurz: kleinbürgerlich.

⁴ Wehrli, Paul: *Martin Wendel. Roman einer Kindheit*. Zürich 1942. S. 13 f.

⁵ Vgl. Reiss, Roger: *Fischel und Chaye. Szenen aus dem Zürcher Stetl*. Berlin 2003; Huser-Bugmann, Karin: *Schtetl an der Sihl. Einwanderung, Leben und Alltag der Ostjuden in Zürich, 1880–1939*. Zürich 1998.

⁶ Vgl. Bernet, Luzius: *Italiener in Zürich 1890–1914. Demographische, soziale und materielle Verhältnisse, Segregation und Emigrantenkultur*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1991; Looser, Heinz: *Der Italienerkrawall von 1896. Widerstände gegen die Einführung bürgerlicher Verhältnisse in der Grossstadt*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Zürich 1983; Skinner, Barnaby: *Die «Italienerfrage» in der Schweiz. Ursachen und Folgen der Ausschreitungen gegen italienische Arbeitsmigranten vor dem Ersten Weltkrieg*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Basel 2000.

⁷ Vgl. den Überblick von Eigenheer, Susanne: *Bäder, Bildung, Bolschewismus. Interessenkonflikte rund um das Zürcher Volkshaus 1890–1920*. Zürich 1991.

⁸ Vgl. Koller, Christian: «Die russische Revolution ist ein reines Kinderspiel gegenüber derjenigen in Albisrieden!». *Der Arbenzstreik von 1906 in mikro- und kulturhistorischer Perspektive*. In: *Historische Anthropologie* 11 (2003). S. 370–396; Koller, Christian: *Zürichs Kosakenzeit. Der Streiksommer 1906 und seine Folgen*. In: *Rote Revue* 83/3 (2006), S. 39–43; Koller, Christian: *Streikkultur. Performanzen und Diskurse des Arbeitskampfes im schweizerisch-österreichischen Vergleich (1860–1950)*. Wien 2009.

Ich möchte einige Aspekte seiner kleinbürgerlichen Sozialisation aufzeigen und dabei mein Augenmerk auf den Alltag Wehrlis und seiner Familie legen, eben: Aufwachsen in Aussersihl um 1900. Mein Text ist ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Kindheit⁹ ebenso wie zur Sozialgeschichte meines Heimatquartiers Aussersihl.

Familie und Wohnen

Die Familie Paul Wehrli zählte nicht weniger als neun Köpfe, sechs Söhne und eine Tochter. Vater Jacob Wehrli arbeitete als Paketpacker und später als Briefträger bei der Post, verdiente nicht besonders viel, hatte aber immerhin ein regelmässiges, krisensicheres Einkommen. Mutter Luise, ebenfalls aus dem Thurgau nach Zürich eingewandert, besorgte mit riesiger Energie den grossen Haushalt:

«Sie besorgte den gesamten Haushalt, schneiderte während Nächten an Hosen und Röcken herum, flickte, putzte und kochte, pflegte den Kranken und war die verständige Helferin bei Hausaufgaben. Jetzt – da ich zurückblicke – erstaune ich über die Riesenkraft, die meine Mutter entfaltete, wundere mich, dass sie nicht unter der ungeheuren Arbeitslast zusammengebrochen ist. Nie hörten wir sie klagen, denn sie hatte keine Zeit, krank zu sein. Nie ging eines ihrer Kinder hungrig oder mit zerrissenen Kleidern zur Schule, und nie – ihr Stolz liess es nicht zu – hätte sie die öffentlichen Fürsorgekassen in Anspruch genommen.»¹⁰

Die Eltern waren überzeugte Protestanten und erzogen die Kinder christlich. Sie waren aber in religiösen Dingen nicht bigott und zeig-

⁹ Seit den bahnbrechenden Forschungen von Philippe Ariès aus den 1970er-Jahren haben die historischen Untersuchungen zur Kindheit rasant zugenommen. Vgl. etwa Mutschler, Susanne: *Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbauernndorf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Tübingen 1985; Flecken, Margarete: *Arbeiterkinder im 19. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung ihrer Lebenswelt*. Weinheim 1981; Gestrich, Andreas: *Vergesellschaftungen des Menschen. Einführung in die historische Sozialisationsforschung*. Göttingen 1999.

¹⁰ Wehrli, Paul; Martin Wendel. *Roman einer Kindheit*. Zürich 1942. S. 12.

ten bei der Erziehung durchaus Humor. Das einzige Mädchen war der Liebling des Vaters. Dessen Bevorzugung sorgte manchmal für Unmut bei den Knaben. Streit war bei der Enge der Verhältnisse und der mangelnden Privatsphäre kaum zu vermeiden, zumal, wenn die Eltern als Aufsichtspersonen nicht zu Hause waren. Mit seinem jüngeren Bruder stritt sich Paul recht oft, sodass es zu Handgreiflichkeiten kam. Als die beiden schon etwas älter waren, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, gerieten sie sich öfter in die Haare wegen ihrer verschiedenen Loyalitäten zu den Kriegsparteien. Auf einer Karte steckten sie mit Nadeln den Kriegsverlauf nach, und der Bruder veränderte den Frontverlauf nach Belieben. Das verärgerte wiederum Paul, und die beiden begannen sich zu beschimpfen.

«Der Krieg hatte übrigens eine Umgruppierung unserer Sympathien zur Folge. Nachdem Fredy immer Verdun für die Deutschen beanspruchte, wurde er von mir Pickelhaube genannt, und Fredy hing mir den Namen Senegalneger an, weil ich so hartnäckig die französische Sache verfocht.»¹¹

Die beiden Knaben übernahmen also Ausdrücke der Kriegspropaganda. Die Mittelmächte wurden nicht müde, den Einsatz von «rassisch minderwertigen» Kolonialtruppen zu kritisieren. Nach dem Ersten Weltkrieg, während der Besatzungszeit des Ruhrgebiets, galt die Präsenz schwarzer alliierter Soldaten gar als «schwarze Schmach» und verstärkte den ohnehin schon grassierenden, von der völkischen Rechten angeheizten Rassismus.¹² So ist Wehrlis Bericht eine aufschlussreiche Quelle dafür, wie die Kriegspropaganda des Ersten Weltkriegs bei der schweizerischen Bevölkerung ankam und rezipiert wurde.

Die Spielzeit war eingeschränkt, denn die Kinder hatten wie ihre Kameraden der Mutter schon früh zur Hand zu gehen. Jedes Mitglied

¹¹ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 212.

¹² Vgl. Koller, Christian: »Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt«. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930). Stuttgart 2001; Kettlitz, Eberhardt: Afrikanische Soldaten aus deutscher Sicht seit 1871. Stereotype, Vorurteile, Feindbilder und Rassismus. Frankfurt am Main 2007.

der Familie hatte sein Ämtli, die Mutter achtete freilich auf eine gerechte Aufteilung:

«Übrigens verstand es die Mutter vortrefflich, auch die Kinder zur Arbeit heranzuziehen. Sie ging dabei nach demokratischen Grundsätzen vor, indem sie Freiheit und Verantwortung gleichmässig auf unsere Köpfe lud. Die Älteren wurden zu Aufsehern über die jüngeren Geschwister gesetzt, und so glich unsere Familie einem hierarchisch gegliederten Organismus, der jeden zum Diener und zum König machte. Die Werktagsschuhe putzte jeder selber. Die Besorgung des Treppenhauses am Samstagmittag wurde allen übertragen, derart, dass einer die Treppe spänte, die Schwester wischte die Stufen vom Schmutze frei, Mutter – aus Gründen der Sparsamkeit – belegte alles mit Wichse, und endlich nahm ein Letzter den Wollappen unter die Füsse und brachte Treppen und Boden zu leuchtendem Glanz.»¹³

Die Wehrli legten wie andere kleinbürgerlichen Familien grossen Wert auf Hygiene und Sauberkeit. Sie übernahmen somit bereitwillig (gross-)bürgerliche Vorstellungen und Ideale.¹⁴

Die Wohnung war also stets sehr sauber, die Verhältnisse in der Mietskaserne blieben indessen sehr beengt. Dichte Bebauung war ein Markenzeichen der rasant wachsenden Städte des Fin de Siècle. Mehrere Menschen, oft vier bis fünf, teilten sich damals ein Zimmer.¹⁵ Paul Wehrli gibt eine sehr schöne Beschreibung dieser bedrängten, einfachen Verhältnisse:

«Denn nur in Aussersihl, wo die Mietskasernen grosse Häuservierecke bilden, weiss man, was ein Hof ist, so ein richtiger Hof, in dem

¹³ Wehrli, Paul: *Martin Wendel. Roman einer Kindheit*. Zürich 1942. S. 12 f.

¹⁴ Vgl. etwa Frey, Manuel: *Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland, 1760–1860*. Göttingen 1997; Koller, Barbara: *Gesundes Wohnen. Ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940*. Zürich 1995.

¹⁵ Vgl. die Literatur in Anmerkung 3, insbesondere Künzle, Daniel: *Wohnen im Arbeiterquartier*; Kreis, Konrad: *Städtische soziale Segregation und Arbeiterwohnungsfrage*. Für Basel sehr anschaulich ist Trevisan, Luca: *Das Wohnungselend der Basler Arbeiterbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Basel 1989.

sich alle Kinder der angrenzenden Häuser sammeln. Mehr denn hundert Fenster schauten auf unseren Hof hinab, und die Wände widerhallten vom Gejohle und Geschrei der spielenden Kinder (...). Krach gab es immer (...).»¹⁶

Weiter unten im Text schildert er die Unterschiede zwischen den zur Strasse gerichteten Fassaden und der Hofseite. Jede Wohnung wies einen Balkon auf:

«Da sah man stolze Blattbegonien, rotglühende Geranien mit samtenem Laubwerk, die lieblichen Glocken der Fuchsien, die duftigen Schleier des Asparagus oder gar die stechende Darbe des Kapuziners die Last ihrer Schönheit über die Geländerbrüstung reichen (...).»¹⁷ Auch im Inneren legte die Familie einen gewissen Wert auf Repräsentation¹⁸: «In diesem Raume – sehr oft Salon geheissen – waren die kostbarsten Möbelstücke aufgestellt, und die wertvollsten Bilder hingen an der Wand. Farbige Drucke Tellskapelle, Schloss Chillon mit Dent du Midi, Engelberg mit Titlis im Hintergrund oder freie Thematika Mutterglück, der Schutzengel, eine stürmende Meerlandschaft mit strandendem Schiff oder gar vergrösserte und kolorierte Photos der Eltern und Kinder prangten über den beblumten Tapeten, bildeten die würdige Ergänzung zum schönpolierten Tisch in der Mitte, den besseren Stühlen darum, dem repräsentativen Büffet und dem plüschigen Sofa in der Zimmerecke. Diese Stube war dem Alltag verschlossen; sie wurde nur geöffnet, um Besucher zu ehren.»¹⁹

Zwar waren die Wohnverhältnisse der Wehrli sehr eingeschränkt. Doch wohnten sie beinahe luxuriös im Vergleich zu einem Schulkameraden, der zusammen mit der Mutter in einer engen Mansardenwohnung hauste:

¹⁶ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 14.

¹⁷ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 58.

¹⁸ Zur Geschichte der Arbeiterwohnung in Deutschland vgl. Saldern, Adelheid von: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute. Bonn 1995.

¹⁹ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 59.

«Es war eine abgeschrägte Mansardenwohnung, die ich betrat, und durch das hochgelegene Fenster vermochte ich ein Stück blauen Himmels zu erkennen. Das Zimmer war ärmlich ausgestattet. Ein wackliger Tisch stand inmitten des unebenen Bretterbodens, dahinter zeigte sich ein rotes Plüschsofa und darüber ein ovaler, halbblinder Spiegel. Eine magere Frau mit ledrigem, bleichem Gesicht sass neben dem zerschlissenen Sofapolster und war mit irgendeiner Flickarbeit beschäftigt.»²⁰

Die alleinerziehende Mutter misshandelte Max, den Schulkollegen. Dieser war unterernährt und oft krank. Er starb schon als Bube.

So knapp bemessen der Raum auch war, so sehr fühlten sich die Kinder doch mit der eigenen Mietskaserne und dem Hof verbunden. Als die Wehrli's Jahre später von der Mietskaserne an der Schreiner-gasse in eine etwas grössere Wohnung zügelten und die Buben zum Spielen zurückkehren wollten, waren sie am alten Ort nicht mehr willkommen. Sie wurden dort zu Fremden.

Das Diktum vom Wohnungselend um 1900 ist zwar angebracht, verkennt aber, dass sich Menschen auch in schäbigen Verhältnissen wohlfühlen können. So beschreibt der indische Schriftsteller Suketu Mehta die Slums seiner Heimatstadt, der Megalopolis Bombay (Mumbai), zwar als äusserst ärmlich, schmutzig und wasserarm, doch fühlen sich deren Bewohnerinnen und Bewohner trotzdem dort zuhause. Sie kämpfen denn auch gegen grossräumige Sanierungen.²¹ Ähnliches weiss man über die Townships von Soweto in Südafrika. Menschen, die dort zu etwas Geld gekommen sind, bleiben und bauen sich lieber ein Häuschen am Rande des Slums als in schickere Wohngegenden Johannesburgs zu ziehen.²² Der soziale Zusammenhalt in armen Wohngegenden entschädigt manchmal für mangelnde Hygiene und fehlenden Komfort.

Als sie die Sekundarschule besuchten, übernahmen die Wehrlikinder Arbeiten ausser Hause, die etwas Geld in die Familienkasse brachten. Paul verfrug Lesemappen und musste dafür stundenlang mar-

²⁰ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 47.

²¹ Mehta, Suketu. Bombay. Maximum City. Frankfurt am Main 2006.

²² Vgl. Molete, Mokone: Postcards from Soweto. Johannesburg 2007.

schieren, bei jedem Wetter, vorbei an bissigen Hunden. Schaggi vertrug Kleider für eine Reinigungsgesellschaft und wurde oft Opfer feindselig eingestellter Knaben, bis ihn ein Freund aus Zürich-Enge begleitete und ihn als Einheimischer gegen die Schläger verteidigte. Stolz übergaben die Kinder der Mutter den sauer verdienten Batzen. Dass sie ihn für sich behalten durften, war undenkbar, Sackgeld war damals bei den Unterschichten unbekannt.

Sport und Spielen

Wie oben angedeutet, boten die grossen Höfe der Mietskasernen den Kindern reichlich Platz zum Spielen. Im Hof wurde auch verhandelt, welches Kind welchen Status innerhalb der Peergroup hatte. Die Knaben und Mädchen schrieben die Wünsche und Schwächen ihrer Altersgenossen auf. Daran erinnerte sich Paul Wehrli noch dreissig Jahre später ganz genau. Manchmal spielten die Knaben auch auf der Strasse Fussball:

«Vorn auf der Strasse sah man uns weniger. Wir benutzten sie nur zum Fussballspiel, weil die Trottoire als natürliche Spielfeldgrenzen den Platz zum vorneherein absteckten, während die Goalgrenzen mit Steinen oder Mützen markiert waren. In die Mitte der Strasse wurde ein gewöhnlicher Ball gelegt, die Mannschaften gruppieren sich darum, einer sagte Eiredy, der andere Yes, und damit hub die wilde Jagd um den Ball an, alles ginggte mit Gebrüll und Geschrei auf die Gummikugel ein, man lief sich in Schweiss, stritt sich, weil kein Schiedsrichter da war, hieb unbesonnen mit den Schuhspitzen in Wade und Schienbein hinein, und sehr oft endigte der Kampf in einer allgemeinen und tobenden Keilerei. Ich war ein schlechter Spieler, weil ich immer davonrannte, wenn der Gegner auf den Ball zuge-sprungen kam, denn ich fürchtete mich vor Fusstritten, die unfehlbar eintraten, wenn ich den Ball nicht freiwillig preisgab.»²³

²³ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 16.

Die Zürcher Unterschichten adaptierten den modernen, aus England gekommenen, erst elitären Fussballsport sehr schnell. Aus den Erinnerungen des etwas älteren Heinrich Gysler, der später als Journalist arbeitete, ist bekannt, dass die Aussersihler Knaben bereits um 1890 mit Büchsen kickten.²⁴ Die Knaben verwendeten englische Ausdrücke und gaben sich weltläufig. Das Spiel war umkämpft, Fouls wurden ohne Schiedsrichter kaum geahndet. Wer meisterhaft spielen konnte und viele Tore schoss oder verhinderte, galt etwas in der auf die Strasse bezogenen Jugendkultur. Die Burschen – Mädchen waren vom Kick ausgeschlossen – massen spielerisch ihre Kräfte. Zwar endete tatsächlich so mancher Match mit einer Keilerei, doch hatten die Spiele auch eine gewisse Ventilfunktion, indem angestaute aggressive Energie abgelassen werden konnte. Die beengten Wohnverhältnisse und die fehlende Privatsphäre lösten nämlich oft Aggressionen innerhalb der Geschwister aus.²⁵ Das Spielen auf der Strasse war aber nicht ungefährlich, denn Gespanne und Autos störten die Kinder.

Auf der «Bäckeranlage», dem einzigen grösseren Park des Quartiers, war das Herumtollen verboten:

«Polizei und Stadtgärtner schalten, wenn man den eingehegten Rasen betrat, um sich hinter Gestrüpp zu verbergen, und beim Räuberlismachen schimpften Spaziergänger, Männer und Frauen, die hier in Stille den Feierabend verbringen wollten, drohten uns mit Prügeln, wenn wir die Saugellen, wie sie unsere Mäuler nannten, nicht sofort abstellten.»²⁶

²⁴ Vgl. Gysler, Heiri: *Einst in Zürich*. Zürich 1963, S. 171. Zu Gyslers spannenden Erinnerungen vgl. Brändle, Fabian: «An Abwechslung hat es uns nie gefehlt!» Kindheitserinnerungen von Heinrich Gysler (1881–1972) aus der Stadt Zürich um 1890. In: *Zürcher Taschenbuch N.F.* 130 (2010), S. 261–282.

²⁵ Zum schweizerischen Strassenfussball vgl. Brändle, Fabian: *Tennisbälle, Dolen und zerbrochene Scheiben. Zur Geschichte des Schweizer Strassenfussballs vor dem Zeitalter des Automobils (1920–1945)*. In: *Sportzeiten. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft* 3/2007, S. 7–20; Brändle, Fabian: *Der andere Fussball. Zur Popularisierung eines Sports auf der Strasse*. In: Koller, Christian, und Fabian Brändle (Hg.): *Fussball zwischen den Kriegen. Europa 1918–1939*. Münster 2010. S. 23–35.

²⁶ Wehrli, Paul: *Martin Wendel. Roman einer Kindheit*. Zürich 1942. S. 17 f.

Die Knaben wichen auch in die nahe Allmend, das Sihlhölzli oder aufs Ried beim Schlachthof aus, um miteinander zu spielen. Was heute dicht bebaut ist, war damals noch Ödland und barg viele Möglichkeiten, sich auszutoben und Entdeckungen zu machen:

«Das alte Sihlhölzli war ein auf drei Seiten vom Wasser umgebener Spielplatz, rechts von der eigentlichen breit dahinströmenden Sihl und linker Hand von einem schmalen Kanal, der sich oben am Fluss getrennt hatte. Längs der beiden dahinziehenden Wasser ragten weit-ausholende Platanen, gigantische Ahornbäume in wuchtigen Kronen zum Himmel, und zwischen breiten Stämmen und über kräftige Wurzelzweige führte der Weg unter dem Blätterdach dahin und um das ganze Eiland herum. Das wenig steile, steinbesäte Ufer führte zum Flussbett hinab, in dem sich Geröll und Geschiebe angesammelt hatte, Steinplatten und Blöcke, über die wir im Sommer mit eiligem Fuss setzten, um in den Wassertümpeln und Untiefen nach kleinen Fischen zu suchen.»²⁷

Paul Wehrli war kein grosser Fussballfan. Als jedoch ein Aushilfslehrer eine Anstecknadel der «Yellow Boys» (wohl der Fussballverein «Young Fellows») am Rock trug, stachelte dies die Neugierde der Schüler an. Ob er den Linsi kenne, damals ein Star der Szene. Die Schweizer hätten es dank Linsi den Franzosen gezeigt.

«Und plötzlich regnete es von allen Seiten Fragen und Namen, und wie bei unseren Fussballspielen die Leute übereinanderkollerten, so fiel alles mit Behauptungen und Mutmassungen über den Lehrer her, dass dieser nicht ein und aus wusste, schliesslich das Abzeichen vom Rockkragen zerrte und rief: «Schluss! Ihr könnt nachher fragen!» (...) Der junge Mann atmete auf, als der Unterricht zu Ende war, wir nicht minder, und fünfzehn Buben begleiteten den Fussballer nach Hause, und jeder wollte an seiner Seite sein, seine Hand fassen und kein Wort von seinen Lippen verlieren.»²⁸

Die Passage dokumentiert einerseits die Sportbegeisterung der Ausersihler Knaben, zeigt andererseits aber auch, wie wichtig der Lehrer

²⁷ Wehrli, Martin Wendel, S. 18.

²⁸ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 27.

als Bezugsperson war. Die Wehrlikinder waren aufgeweckte, intelligente Kinder, das Lernen fiel ihnen leicht. Sie waren denn auch gut in der Schule. Schon vor dem Schulbesuch spielten die Kinder «Schülerlis» im Hof. Paul gab treffende Antworten, er galt innerhalb der Nachbarschaft bald als «Gschyde».²⁹ Die Konkurrenz zu den ebenfalls intelligenten Geschwistern trieb Pauls Wissensdurst an. Als ein junger, nationalistischer Lehrer die ausländischen Kinder demütigte, setzten sich die Knaben zur Wehr. Gemeinsam erreichten sie eine Entsetzung des Mannes, der namentlich gegen jüdische Schüler gehetzt hatte.

Ansonsten kommen in den Jugenderinnerungen Wehrlis Ausländer kaum vor. Ausnahme ist der Deutsche Löliger, ein Anarchist und Handlanger auf dem Bau, der viel trank und sich mit den Knaben befasste. Im Ersten Weltkrieg verschenkte er den Buben Rationierungsmarken. Bemerkenswert ist, wie selbstverständlich die Ausser-sihler Jungen das italienische «Ciao» benutzten, um sich voneinander zu verabschieden.

Die Knaben blieben meistens unter ihresgleichen. Kinder zum Spielen gab es genug, langweilig wurde es den Buben selten. Als sie älter wurden, erwachte das Interesse am anderen Geschlecht. Ein Nachbarsmeitli hatte besonders grosse Freude an Paul. Es arbeitete schon frühmorgens im Lebensmittellädeli der Mutter und hatte dort auch nach der Schule viel zu tun. Paul half ihm manchmal bei den Hausaufgaben. Um auf sich aufmerksam zu machen, schenkte es Paul oft Früchte. Dieser mochte «teige» (d.h. überreife) Birnen am liebsten. Doch zu mehr als einem von der Schwester arrangierten, scheuen Kuss kam es zwischen den beiden nicht, denn Paul wollte das dünne Mädchen (den «Stecken») nicht als Freundin haben.

Paul war ein musikalisches Kind. Er lernte das Geigenspiel. Später, im Studium, verdiente er sich seinen Lebensunterhalt als Stehgeiger bei einem beliebten Ausflugslokal.

²⁹ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 20.

*Old Waverley, Percy Stuart, Clemens Ruby und andere:
«Schundhefte» als Lektüre*

Paul Wehrli's älterer Bruder Schaggi war ein begnadeter Erzähler. Er zog die kleineren Geschwister mit seinen Geschichten in den Bann. Schaggi las viel. Er erzählte die Geschichten aus Tausend-und-einer-Nacht, Geschichten von Winnetou und Old Shatterhand, eine Geschichte Johanna Spyris, die Grimmschen Märchen oder auch einen damals besonders populären Roman aus der Feder des Italieners Edmondo de Amicis³⁰ (1846–1906).

Paul hingegen verschrieb sich schon früh der Lektüre sogenannter «Schundhefte».³¹ Diese wurden in Deutschland im Kaiserreich in hohen Auflagen und billig vertrieben. Meistens verherrlichten sie den Tatmenschen, sie waren recht blutrünstig und technikgläubig, voller Abenteuer eben. Paul Wehrli mochte die Geschichten von Horst Kraft, dem Pfadfinder, dem alten Trapper Old Waverley, dem nordischen Recken Percy Stuart.

«Am liebsten aber las ich die Heftserie «Durch Länder und Meere». Sie handelte von einem Preussen, Clemens Ruby mit Namen, und das war nun ein Ideal, wie kein zweites zu finden ist. Er erlebte die schrecklichsten Abenteuer und wurde in die grauenvollsten Geschehnisse verstrickt. Falltreppen, automatische Schusswaffen, aufgehängte Dolche, vergiftende Gase, Trug und Hinterlist, ja das ganze Arsenal einer verbrecherischen Phantasie wurde gegen Ruby ins Feld geschickt, aber er siegte, siegte in hunderttausend Gefahren, entlarvte alle Schurken und Halunken, weil er schlauer, tapferer und stärker als alle Unterwelt war.»³²

³⁰ Edmondo de Amicis begann als Reiseschriftsteller und veröffentlichte u. a. Bände über Holland und Marokko. Im Jahre 1886 erschien sein Bestseller «Cuore». De Amicis näherte sich später sozialistischen Positionen an.

³¹ Vgl. Maase, Kaspar: Die soziale Bewegung gegen Schundliteratur im deutschen Kaiserreich. Ein Kapitel aus der Geschichte der Volkserziehung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 27 (2002), S. 45–123. Vgl. auch Schenda, Rudolf: Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. München 1976.

³² Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 76.

Die Knaben handelten mit den Heftchen, entwickelten einen regelrechten Geschäftssinn. Manchmal kam es auch zu Streit, wenn jemand ein Heft nicht zurückgeben wollte oder es verschmutzt hatte. Die Knaben wetteiferten, welcher Held nun der allergrösste sei, ganz ähnlich, wie es eine spätere Jugend mit Fussballspielern oder Modelleisenbahnschulzügen tat.

Den Eliten war die «Lesesucht» der Kleinen ein Dorn im Auge, und sie führten einen erbitterten Kampf gegen den «Schund». Die Lehrer kontrollierten die Tornister der Schüler und beschlagnahmten einschlägiges Material, und auf dem Höhepunkt des Kampfes durchstreifte gar ein Detektiv Aussersihl, um verdächtige Hefte zu behändigen. Später, als Pfadfinder, beteiligte sich auch Paul Wehrli am Kampf gegen den «Schund», ja an Heftchenverbrennungen³³ (!) im grossen Stil, und es kam zu einer peinlichen Begegnung mit einer Verkäuferin, der er einst die sensationellen Geschichten rund um «Clemens Ruby» abgekauft hatte. Schon vorher war die Lektüre mit einem schlechten Gewissen verbunden gewesen. Doch konnte Paul einfach nicht lassen von den spannenden Geschichten, die er seinem jüngeren Bruder Fredy weitererzählte. Auch Fredy begann, die Hefte zu verschlingen.

Die Feinde des «Schundes» setzten aber nicht nur auf Repression. Ein Lehrer setzte auf besondere Leistungen Buchprämien aus und vermittelte auf diese Art und Weise den Schülerinnen und Schülern «wertvollere» Literatur.³⁴ Später lancierte man die noch lange populären SJW-Hefte.³⁵

Paul Wehrli las später auch gerne die Geschichten des schwedischen Entdeckers und Abenteurers Sven Hedin (1865-1952), der damals sehr populär war. Hedins Berichte wurden in viele Sprachen übersetzt und erreichten riesige Auflagenzahlen. Zu Hedins Bewunderern zählte später auch der Vielleser Adolf Hitler.³⁶ Dass ein Abenteurer so beliebt

³³ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 247.

³⁴ Wehrli, Paul: Martin Wendel. Roman einer Kindheit. Zürich 1942. S. 51.

³⁵ Vgl. Lötcher, Christine: Ein Stück Schweizer Mentalitätsgeschichte. Seit 75 Jahren gibt es sie, die SJW-Hefte. In: Tages-Anzeiger vom 26. November 2007, S. 59.

³⁶ Vgl. Ryback, Timothy W: Hitler's Private Library. The Books that Shaped his Life. London 2009.

war, spricht für den Hunger nach Sensationen und Exotik, der die Zeit um 1900 auch bei den unteren Schichten prägte.³⁷

Wie Paul Wehrli selbstkritisch anmerkte, beeinflusste ihn der Stoff seiner Lektüre in seinem Denken. Er glaubte an die Überlegenheit der Deutschen im Kampf gegen «perfide» Briten und Franzosen. So gesehen vermittelten die «Schundhefte» den Überlegenheitswahn der germanischen Rasse und waren Teil der grossdeutschen Propaganda.

Der «Zürcher Bubenkrieg» von 1905

Paul Wehrli verlebte trotz aller Arbeit und Pflichten eine glückliche, abwechslungsreiche Kindheit. Wie oben angetönt, fühlte er sich in Aussersihl zu Hause und heimisch, auch wenn die Wohnqualität nicht mit jener auf dem Zürichberg verglichen werden konnte. Von Abgrenzung und Gemeinschaftsbildung zeugten unter anderem die traditionellen Keilereien zwischen den Burschen der verschiedenen Zürcher Quartiere. (Der Stadtzürcher Conrad Esslinger, geboren 1819, erwähnt in seinen Erinnerungen die Übung der jugendlichen Fasnachtsauszüge, die nie ohne Schlägereien zwischen den Knaben der alten Stadt Zürich und der Ausgemeinden ausgegangen waren; die Aussersihler wurden mit dem Ruf «D'Sihlgmeindler sind Lumpe, sind Schölme Halungge!» herausgefordert.)³⁸ In seinem Kindheitsroman berichtet Paul Wehrli von einem solchen «Zürcher Bubenkrieg» im Jahr 1905, der wohl den Rahmen des Gewohnten gesprengt hatte.

Anlass für den «Krieg» war der Abbruch einiger Holzhäuser auf altzürcherischem Gebiet. Die ärmeren Menschen durften sich an der Baustelle gratis mit Brennholz bedienen. Auch die Aussersihler griffen zu, denn Holz war teuer und oft Mangelware. Sie schickten ihre Kinder, um das Holz heimzuführen. Bald entspann sich ein Streit um dieses Recht, denn die Knaben aus der Altstadt verteidigten ihr Ter-

³⁷ Vgl. für Zürich Brändle, Rea. Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze, Zürich 1880-1960. Bilder und Geschichten. Zürich 1995.

³⁸ Ulrich, Conrad (Hg.): Die Lebenserinnerungen des Conrad Esslinger (1819-1892) aus Zürich. In: Zürcher Taschenbuch 2011. Zürich 2010. S. 114-115.

ritorium gegen die Burschen ennet der Sihl. Diese scharfe Abgrenzung förderte die eigene Aussersihler Identität. Es folgten Scharmützel und Schlägereien. Die Knabenschaften begannen sich in richtigen «Gangs» zu organisieren mit eigenen Schlachtrufen. «Felix und Regula» war der Erkennungsruf der Altstädter, während die Aussersihler sich «St. Jakob an der Sihl» zuriefen. Auf Aussersihler Seite drängte ein Bäckerjunge mit dem Spitznamen «Reding» auf eine Zuspitzung der Gewalt. (Die Reding sind ein auf das Spätmittelalter zurückgehendes, berühmtes Schwyzer Geschlecht, das viele Söldner, Haudegen, Offiziere und Militärunternehmer hervorbrachte.³⁹) Bäckersohn «Reding» hielt seine Anhänger mit «Zerbrochenem» aus der Bäckerei bei der Stange. Mit den Anführern der Altstädter und den gemeinsamen Verbündeten aus Wiedikon, Unterstrass und der Enge beschlossen die Emissäre der verfeindeten Parteien eine Schlacht auf der Allmend. Metallwaffen waren verboten, ihr Einsatz hatte einen Ehrverlust zur Folge. Beide Parteien rüsteten zum Kampf mit Holzschertern, Holzpieken, Schildern, Fahnen. Sogar eine Sanität wurde aufgestellt. Paul Wehrli verfolgte das Geschehen gebannt, obwohl er als «Chnopf» von etwa drei Jahren zu klein war, um aktiv daran teilzunehmen. Gleichwohl schlich er sich am verabredeten Schlachttag auf die Allmend, um mit dem Bruder zusammen dem Treiben zuzuschauen. Die beiden wurden jedoch als «Spione» gefangen genommen und sogar an einen Baum gefesselt.

Die Altstädter waren in der Minderheit, doch besser organisiert und bewaffnet. Sie errangen den Sieg, was für Aussersihl eine Schmach bedeutete. Der hünenhafte, kräftige «Reding» hielt sich nicht an den vereinbarten Codex und setzte einen Schlagring ein. Damit verletzte er einen Rivalen im Gesicht. Er verlor seine Ehre und wurde geächtet. Die Lehrer bekamen Wind von der Sache und versuchten, eine Eskalation des gefährlichen Treibens zu verhindern, denn auch nach der Schlacht wollten die Schlägereien nicht aufhören. Sie erreichten immerhin eine gewisse Beruhigung der Lage.

³⁹ Vgl. Wiget, Josef: Von Haudegen und Staatsmännern. Geschichte und Geschichten der Schwyzer Familie Reding ab der Schmiedgass. Schwyz 2007.

Der Spitzname «Reding» für den Aussersihler Anführer, während sein Widerpart aus der Altstadt «Stüssi» hiess, die Schlachtrufe der beiden Parteien sowie die Schlachtordnung lassen erahnen, woher die Zürcher Knaben die Ideen für ihren «Krieg» entliehen: In Schulbüchern, im Unterricht, an Gedenkfeiern und im populären Liedgut wurden damals die Taten der alten Eidgenossen verherrlicht. Die Namen erinnerten an den alten Zürichkrieg, der hier wieder auflebte. Die Aussersihler warfen den Altstädtern das einstige Zusammengehen mit Österreich und den Verrat an der Eidgenossenschaft vor, während diese sich offenbar mit der selbstständigen Politik des alten Zürich, für das im 15. Jahrhundert Bürgermeister Stüssi stand, identifizierten und keine Gemeinsamkeiten mit den «Eidgenossen» in den Ausgemeinden wünschten.

Der «Zürcher Bubenkrieg» ist ein Beleg dafür, wie die damals in der Schule gelehrt Schweizergeschichte, die vor allem aus Schlachten und Freiheitskämpfen bestand, bei der Jugend ankam und in eigenes Handeln umgesetzt wurde. Im Landesmuseum bewunderten die Knaben die Darstellung der Schlacht bei Murten im Modell.

Der Radweltmeister aus Albisrieden: Hans Knecht (1913–1986) in seiner Autobiografie «Strasse ohne Ende»

Der Radsport erlebte in der Schweiz und in Zürich nach 1950 einen ungeheuren Boom. Der Adliswiler Ferdinand «Ferdy» Kübler und der Stadtzürcher Hugo Koblet duellierten sich auf höchstem Niveau, triumphierten an Weltmeisterschaften, Eintagesrennen und an den grossen Rundfahrten. Die Sportschweiz spaltete sich in zwei Lager: Hier die «Küblerianer», die den Kampfgeist ihres Idols bewunderten, dort die «Kobletianer», die den eher lässigen, eleganten Stil ihres gutaussehenden Vorbildes, stets gekämmten Idols schätzten.⁴⁰ Wenn die

⁴⁰ Vgl. Brändle, Fabian, und Christian Koller: «Ferd National» oder «Hugo International»? Radsport und Zeitgeist in der Schweiz der fünfziger Jahre. In: Sozial- und Kulturgeschichte des Sports 14 (2001), S. 7–25.

beiden Stars in der Schweiz an Rennen gegenüberstanden, säumten jeweils zehntausende Fans die Strasse, und die Radioübertragungen der Rennen im Ausland waren äusserst beliebt.

Von diesem Boom nur noch am Rande zu profitieren vermochte der Albisrieder Radrennfahrer Hans Knecht (1913–1986). Knechts beste Jahre wurden von Krieg und Aktivdienst überschattet. Dennoch war er ein erfolgreicher Radrennfahrer, denn er wurde zweimal Weltmeister, 1938 in Valkenburg bei den Amateuren und 1946 in Zürich bei den Professionals. Dennoch ist sein Name nur noch eingefleischten Radsportfans ein Begriff. Was den Historiker auf Knecht aufmerksam werden lässt, ist seine umfangreiche, knapp dreihundertseitige, fantastisch geschriebene Autobiografie (Hans Knecht: Strasse ohne Ende. Zürich 1949).

Sportlerautobiografien sind gemeinhin selten sehr ergiebig für historische Fragestellungen. Zu oft werden einfach Siege und Triumphe aneinandergereiht, zu oft übernehmen Ghostwriter die Ausformulierung des Texts. Über Kindheit und Jugend und den sozialen Aufstieg des Sportlers erfährt die Leserschaft dann meistens nur sehr wenig.

Zwar redigierte mit einem Studenten namens Walter Winkler ein angehender Akademiker den Text Hans Knechts, doch alleine dessen Umfang von beinahe 300 Seiten ist schon mehr als bemerkenswert. Knecht führte schon als junger Mann Tagebuch und konnte sich bei der Niederschrift auf detaillierte Aufzeichnungen stützen.⁴¹ Seine stilsichere Frau, Nelly Weilenmann, war ihm bei der Schreibe und in der Orthografie behilflich.⁴² Knechts Autobiografie besticht denn auch durch eine präzise, manchmal geradezu poetisch anmutende Sprache, durch Offenheit und durch interessante Details über Sport- und Privatleben. Die Rennschilderungen sind packend, und die Beschreibung von Training und Taktik bereichert das Wissen der Sportgeschichte beträchtlich.⁴³

⁴¹ Hans Knecht begann sein Tagebuch um 1934, also mit rund 22 Jahren. Es war auch eine Art Trainings- und Wettkampftagebuch. Vgl. Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 67.

⁴² Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 285.

Leitmotiv der Autobiografie ist die Misere, der Knecht zu entfliehen suchte. Der erste Satz des ersten Kapitels lautet: «Also zog ich aus, dem Elend zu entfliehen und das Glück zu suchen.»⁴⁴ Das ist auch der Schlusssatz. Mit seinem Profiweltmeistertitel von 1946 war es Knecht tatsächlich gelungen, Sportgeschichte zu schreiben und gutes Geld zu verdienen. Doch war es ein harter Weg bis dorthin. Nicht nur die tagtäglichen Strapazen des Rennfahreralltags hatten ihn gequält, auch Armutserfahrungen musste er machen, schon in seiner Jugend in Albisrieden und Altstetten und dann besonders während der Weltwirtschaftskrise 1929 bis 1936. Zwar wurde die Schweiz 1939 bis 1945 von Kriegshandlungen verschont, doch hatte Knecht den sogenannten «Aktivdienst» zu leisten, musste monatelang, ja jahrelang an der Grenze oder im «Réduit», der Alpenfestung, stehen. An ein ordentliches Training war nicht zu denken, und viele Rennen konnten nicht stattfinden. Knechts Palmarès wäre also bestimmt eindrücklicher ausgefallen, wenn er während seiner besten Jahre hätte Radsport treiben können. Nun, Knecht war kein Jammerer. Er war ein Kämpfer, still zwar, aber mit einem unglaublichen Willen ausgestattet und sehr intelligent, ein Mann also, der den Dingen auf den Grund ging und klare Positionen vertrat. Verhandlungsgeschick war aber nicht seine Stärke, sodass er finanziell gesehen nicht immer die besten Optionen einlöste.

⁴³ Zur Geschichte des Radsports vgl. etwa die Monografien von Schmidt, Achim: Das grosse Buch vom Radsport. Aachen 2007; Renggli, Josef: Schweizer Radsport gestern, heute, morgen. Velo – Velo, Geschichte und Geschichten. Zürich 1998; Müller-Baur, Harald: Arbeiterbewegung und Fahrradkultur. Zur Geschichte des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrervereins «Wanderlust» in Kirchheim/Teck. Regensburg 2002; Maierhof, Gudrun, und Katinka Schröder: Sie radeln wie ein Mann, Madame. Als die Frauen das Rad eroberten. Dortmund 1992; Klose, Alexander: Rasende Flaneure. Eine Wahrnehmungsgeschichte des Fahrradfahrens. Münster 2003; Rabenstein, Rüdiger: Radsport und Gesellschaft. Ihre sozialgeschichtlichen Zusammenhänge in der Zeit von 1867 bis 1914. Hildesheim 1992.

⁴⁴ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 75

Im Folgenden soll der soziale Aufstieg von Knecht vom mittellosen Färber und Arbeitslosen zum Champion geschildert werden. Der soziale Aufstieg von Spitzensportlern klingt in so mancher Biographie mit⁴⁵, Gegenstand von spezifischen Untersuchungen war er aber nur selten.⁴⁶ Auch Fragen von Training, Taktik und Doping sollen erörtert werden. Neben der Autobiografie kommt auch ein Mann zu Worte, der Knecht persönlich gekannt hat, nämlich der ehemalige Berufsfahrer und Schweizermeister Hans Hollenstein, Jahrgang 1929, aus Zürich-Altstetten.⁴⁷ Zeitungsberichte ergänzen die beschriebenen Quellen.

Kartoffeln und Kaffeeersatz

Hans Knecht wurde am 29. Juni 1913 in der damals noch selbstständigen Zürcher Vorortsgemeinde Albisrieden geboren.⁴⁸ Sein Vater Heinrich war Bauarbeiter, die Mutter Johanna, geborene Stengele, arbeitete als Hilfsarbeiterin in einer Gärtnerei. Die vier Geschwister wuchsen in sehr ärmlichen Verhältnissen auf.⁴⁹ Die Familie wohnte erst im «Armeleute-Viertel»⁵⁰ Albisriedens, ehe sie bei Nacht und Nebel nach Altstetten in eine Mietskaserne im «Stampfenbrunnen»

⁴⁵ Vgl. beispielhaft Remnick, David: *King of the World. Der Aufstieg des Cassius Clay oder Die Geburt des Muhammad Ali*. Berlin 2000. Für den schweizerischen Radsport vgl. Schnyder, Peter (Hg.): *Hugo Koblet. Der «Pédaleur de Charme»*. Zürich 2005; Schnyder, Peter (Hg.): *Ferdy National*. Ferdy Kübler. Zürich 2006.

⁴⁶ Vgl. Kneyer, Wolfgang. *Spitzensport und soziale Mobilität*. Ahrensburg bei Hamburg 1980. Beispiele aus der Schweiz bei Koller, Christian: *Fussball und Immigration in der Schweiz (1945–2008)*. Identitätswahrung, Assimilation oder Transkulturalität?, in: *Stadion* 34 (2008). S. 261–284.

⁴⁷ Interview mit Hans Hollenstein, 22. Januar 2010.

⁴⁸ Vgl. Gerber, Hans-Dieter: Artikel «Knecht, Hans». In: *Historisches Lexikon der Schweiz* www.hls.ch, eingesehen am 25. Januar 2010.

⁴⁹ Vgl. zum tiefen Lebensstandard der Arbeiterschaft in Zürich um 1900 u. a. die oben in Anmerkung 3 angeführte Literatur.

⁵⁰ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 29.

zog.⁵¹ Der Familie war gekündigt worden, da sie den Mietzins unpünktlich einbezahlt hatte und der Vater in eine Schlägerei mit einem Einbrecher verwickelt worden war.⁵² Stets stand die Familie am Rand der Insolvenz. Das hatte sie mit anderen Armen der Zeit gemeinsam. Immerhin musste die Familie keine Kinder fremdplatzen oder «verdingen», wie dies damals genannt wurde und oft vorkam. Die Mutter entwickelte Strategien, um die stets präsente Armut zu überwinden. So umgarnte sie eine reiche ledige Erbtante. Doch hatte die Sache einen Haken. Die Tante war bei einer protestantischen Sekte namens «Stürmer Zions» (wohl ein fiktiver Name) engagiert und verlangte ergebene Gefolgschaft. So nahm auch die Familie Knecht an den sonntäglichen Gottesdiensten teil und bekannte sogar ihre Sünden darin öffentlich. Den jungen Hans hielt die Mutter an, die Zimmer der bei der Tante einquartierten Pensionäre sauber zu putzen. Dabei drangsalierte die Tante den Knaben und schimpfte oft, wenn ihr etwas nicht ganz sauber erschien. Als die Tante den fleissigen Knaben gar eines Diebstahls bezichtigte, platzte Vater Knecht der Kragen. Er geriet böse an die Tante. Diese aber verzieh, und Hans musste weiterputzen. Vom erhofften Erbe aber sah die Familie später keinen Rappen.

Der Vater war eigentlich gutmütig und fleissig, neigte aber zu Jähzorn und trank oft zu viel. Er spottete dann bitter über die Armut, in der er und seine Familie lebten: «Bei uns haben Schelme freien Eintritt; aber jeder geht von dannen mit Tränen des Erbarmens im Auge. Selbst die Fliegen tuscheln sich unsere Armut zu.»⁵³ Manchmal liess es der Vater nicht bei Worten bewenden und wurde gewalttätig, bereute aber nüchtern, was er im Alkoholrausch der Familie angetan hatte. Stets war er dann für einige Zeit lammfromm und der beste Vater, bis er wieder mit Kollegen zusammen trank.

⁵¹ Vgl. zur Sozialtopographie Albisriedens und Altstettens vor dem Ersten Weltkrieg Koller, Christian: «Die russische Revolution ist ein reines Kinderspiel gegenüber derjenigen in Albisrieden!» Der Arbenzstreik 1906 in mikro- und kulturhistorischer Perspektive. In: *Historische Anthropologie* 13 (2001), S. 370–396.

⁵² Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 42.

⁵³ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 40.

Am besten dokumentiert sich der tiefe Lebensstandard der Familie Knecht in der schmalen Kost:

«Ich ernähre mich mit Kartoffeln und Kaffeeersatz. Ich muss alle Tage in die Fabrik, damit ich meiner lieben Mutter Geld bringen kann, womit sie den Zins zahlen und Kartoffeln, Brot, Kaffeeersatz und Hafergrütze kaufen kann. Ich habe noch drei Geschwister, die alle einen viel zu grossen Magen haben. Wir können den Riemen anziehen, wie wir wollen: der Magen wird dennoch nicht kleiner.»⁵⁴

Alle Familienmitglieder mussten zum Budget beitragen. Die Familie war eine «Verdienstgemeinschaft», in der jedes Mitglied nach seinen Fähigkeiten zum Überleben beitrug. So konnte die Familie schwierigsten Umständen trotzen und das Fortkommen sichern.⁵⁵

Traum vom Aufstieg zum Berufsradrennfahrer

Hans Knecht war kein besonders guter Schüler, «verstockt» in den Augen des strengen Lehrers, der jedoch das Potenzial des Knaben durchaus erkannte und diesen anzuspornen suchte.⁵⁶ Seine Lehre als Färber in einer Fabrik forderte den jungen Mann gehörig. Um das Familienbudget aufzubessern und selbst ein paar Rappen zu sparen, trug Knecht in der knapp bemessenen Freizeit Zeitungen aus und half einem Händler beim Flicken von Fahrrädern.⁵⁷ Dabei lernte er auch

⁵⁴ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 23. Zur Ernährung der schweizerischen Unterschichten um 1900 vgl. Schaffner, Martin (Hg.): *Brot, Brei und was dazugehört. Über sozialen Sinn und physiologischen Wert der Nahrung*. Zürich 1992; Tanner, Jakob: *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz, 1890–1950*. Zürich 1999.

⁵⁵ Zur Verdienstgemeinschaft der «Adaptive Family Economy» vgl. Wall, Richard. *Work: Welfare and the Family. An Illustration of the Adaptive Family Economy*. In: Bonfield, Lloyd, Richard M. Smith und Keith Wrightson: *The World we Have Gained. Histories of Population and Social Structure*. Oxford 1986, S. 261–294; Tilly, Louise A.: *Individual Lives and Family Strategies in the French Proletariat*. In: *Journal of Family History* 4 (1979), S. 137–152.

⁵⁶ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 32.

⁵⁷ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 31.

das Fahrrad in all seinen Facetten gründlich kennen. In geradezu poetisch anmutenden Worten beschreibt Knecht sein späteres Arbeitsgerät:

«Die Fahrradrahmen waren schmal wie Schilfrohr, und es war mir fast unfassbar, wie Menschen ihr Leben diesen dünnen Röhrchen anvertrauen konnten. Die Reifen, diese fast hauchdünnen Hüllen mit der steinhart gepressten Luft, knirschten leise auf dem feinen Flugsand der Strasse. Die schmalen Rennsättel mit dem gespannten Leder schienen eigens zur Qual der Fahrer ersonnen. Die Radgabeln kaum dicker als ein Bleistift; die Felgen fast so leicht wie Flaum; dann die Speichen, nicht viel dicker als ein Haar.»⁵⁸

Schon als Bube träumte Knecht davon, Rennfahrer zu werden: «Und ich träumte vom Rennfahrerruhm, von Siegen, Ehre und Geld.»⁵⁹ Vorbild war ihm dabei der legendäre Pionier des schweizerischen Berufsradsports, der Aargauer Henri Suter (1899–1978). Suter war von 1918 bis 1941 Profi und gewann insgesamt 57 grosse Rennen, darunter die Classiques Paris-Roubaix (1923), Bordeaux-Paris (1925), Paris-Tours (1926, 1927) und die Flandern-Rundfahrt (1923).⁶⁰

In den 1930er-Jahren verbesserte sich der Ruf des professionellen Radsports: Zuvor war der Radrennsport noch vielerorts übel beleumdet gewesen, wie Hans Knecht schrieb: Man hatte die Radsportler für verrückt, ja «tollwütig» und wahnsinnig gehalten.⁶¹ Der Berufssport überhaupt wurde wenig geachtet, vielmehr skeptisch beurteilt; er entsprach nicht dem Amateurgedanken, dem Fair Play und der reinen Freude am Sport. So war in der Schweiz der 1930er-Jahre auch der professionelle Fussball ein steter Stein des Anstosses.⁶² Neben kulturellen Differenzen spielte dabei wohl der Argwohn des Bürgertums gegenüber proletarischen Aufsteigern eine Rolle sowie die

⁵⁸ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 11.

⁵⁹ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 27.

⁶⁰ Zur Geschichte der klassischen Eintagesrennen vgl. Bouvet, Philippe, Philippe Brunel, Pierre Callewaert u. a.: *Klassiker des Radsports. Die großen Eintagesrennen*. Bielefeld 2009.

⁶¹ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 97.

⁶² Brändle, Fabian, und Christian Koller: *Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs*. Zürich 2002, S. 79–86.

Geringschätzung des sogenannten «Massensports». Noch im Jahre 1946 schrieb die «Neue Zürcher Zeitung», dass Radsport der typische «Massensport» sei – wobei sich als Zuschauer an Rennen durchaus auch «Leute aus gehobenen Gesellschaftsschichten» einfänden.⁶³

Knechts Traum von der Radfahrerkarriere schien wahr zu werden, als er von Verwandten ein Rennrad erhielt. Doch stürzte er bei seinem ersten Juniorenrennen im Zürcher Oberland schwer, und zu allem Überfluss stahlen Buben ihm auch noch das Fahrrad, als er mit einer leichten Gehirnerschütterung beim Arzt war!⁶⁴ Die Enttäuschung und die Wut waren gross, doch wollte Knecht nicht aufgeben. Er entschloss sich, noch sparsamer zu leben, auf das Wochenend-Bier zu verzichten, mehr noch:

«Nun eröffnete ich einen Sturm auf alle erreichbaren Fünfer und Zehner; und ich hackte mir alle Gelüste ab, die Geld kosteten. Ich fuhr nicht mehr mit dem Tram in die Fabrik nach Schlieren; ich stand täglich eine halbe Stunde früher auf und ging zu Fuss. Damit ich die Schuhsohlen nicht abließ, zog ich meistens die Schuhe aus und trug sie in den Händen, selbst dann, wenn es regnete. (...) Einst, nach dem Morgenessen, zündete ich, wie gewohnt, eine Zigarette an. Nach dem ersten Zuge nahm ich sie wieder aus dem Munde und gab sie meinem Bruder samt dem Restvorrat im Päcklein. (...) Jenen Entschluss, nicht mehr zu rauchen, habe ich gehalten bis heute. Ich freue mich noch heute, weil mein Wille gesiegt hat. Zu jener Zeit erkannte ich, was der eiserne Wille bedeuten kann. (...) Wer mich kannte, lachte mich aus. Ich wurde ausgelacht, weil ich nicht mehr wie früher am Zahltag ein Bier trank; ich wurde verlacht, weil ich an Sonntagen im Wald turnte; ich wurde als gestört bezeichnet, weil ich mein kärgliches Essen so lange als möglich kaute. Ich wurde überhaupt als ein absonderlicher Ausbund angesehen. (...) Viele Jahre später, als ich mich anheischte, mich den besten Rennfahrern der Erde tollkühn zum freien Kampfe zu stellen und von diesen Kämpfen wieder heimkam, trugen mich fast die gleichen Leute auf den Schultern.»⁶⁵

⁶³ Neue Zürcher Zeitung vom 2. September 1946.

⁶⁴ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 27.

⁶⁵ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 30 f.

Rund drei Jahre lang lebte Knecht äusserst karg und sparte, bis er sich endlich, nach der Rekrutenschule, die er in Zürich verbrachte, ein neues Rennrad zum Preis von knapp dreihundert Franken leisten konnte. Bis dahin hielt er sich in verschiedenen Sportvereinen fit. Kaum besass er sein Rad, trat er dem Veloclub Altstetten bei und trainierte mit Freunden und Kollegen. Einmal fuhr er mit Kameraden von Zürich bis nach Mailand, über den Gotthard, und wieder zurück, und das in zwei Tagen! Stets beflügelte ihn der Wunsch, dem Elend zu entfliehen. Und elend war die Lage tatsächlich, besonders nach 1929, als die Weltwirtschaftskrise die Schweiz in ihrer ganzen Härte erfasste. Knecht wurde wie viele andere arbeitslos, schlug sich mit anstrengenden Gelegenheitsjobs durch, nahm jede Arbeit an, auch bei einem Reinigungsinstitut, nutzte aber auch die freie Zeit, um seinen Körper mit genau geplanten Ausfahrten zu trainieren. Zudem nahm Knecht mit wechselndem Erfolg an Amateurrennen teil. Wie genau sein Training aussah, davon handelt das nächste Kapitel.

Hartnäckigkeit eines «Krampfers» und «Abquälers»

Als junger «Springinsfeld» musste der ehrgeizige Hans Knecht Lehrgeld bezahlen. Obwohl er bei einigen interregionalen Amateurrennen respektable Ränge herausfuhr, war es noch ein langer Weg bis an die Spitze. Knecht fiel es auf, wie die älteren Sportler zusammenhielten und den «Tarif durchgaben». Riss einer von ihnen ein Witzchen, so hatten die Jüngeren gefälligst zu lachen. Und Neuankömmlinge wurden scheel angeguckt, gegen sie wurde auch gefahren.⁶⁶ Für gute Laune bei Amateurrennen sorgten in den hinteren Regionen des Feldes auch Fahrer, die den neusten Schlager nachsangen oder sonst ein Lied summten.⁶⁷

⁶⁶ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 109.

⁶⁷ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 118.

Besonders talentiert war Knecht nach eigenen Angaben nicht.⁶⁸ Dafür war er ein «Willensmensch»⁶⁹, ein «Krampfer, Schinder, Abquäler»⁷⁰ und Perfektionist, der durch Trainingsfleiss und genaue Selbstbeobachtung rasch Fortschritte machte. Da er bei jedem Wetter hart trainierte, galt er bald als «Schlechtwetterfahrer».⁷¹ Das kam ihm später als Professional zugute, etwa bei einem von Schnee begleiteten Rennen in Frankreich, das er ausführlich schildert.⁷² Einen riesigen Willen attestiert ihm auch der ehemalige Rad-Berufsfahrer Hans Hollenstein.⁷³ Mit Waldläufen, einer Tretrolle und einfacher, frugaler Kost hielt er sich auch im Winter fit.⁷⁴ Zwar fuhr er in der Wintersaison auch Bahnrennen, das war jedoch nicht seine Spezialität.⁷⁵ Neben Haferbrei vertraute er Ovomaltine, einem in der Schweiz noch heute populären, malzhaltigen, süssen Stärkegetränk, das zu einem eigentlichen Nationalgetränk wurde. An diesem Kraftmittel hielt er auch später während der Rennen fest, trank es dann verdünnt mit Tee.⁷⁶ Bei Misserfolgen fand er die Fehler stets bei sich selbst, haderete nicht mit dem Schicksal und suchte nicht nach billigen Ausreden, wie das talentiertere Rennfahrer taten.⁷⁷ Und vor allem versuchte er Fehler zu korrigieren, mit eiserner Arbeit und sehr systematisch:

«Immer gewissenhafter und genauer übte ich das Fahren. Ich stellte die grössten Anforderungen an mich, ohne mich aber zu überanstrengen. Ich lernte den leichtrollenden Gleichtakt der Beine. Ich

⁶⁸ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 31.

⁶⁹ Vgl. den «Sport» vom 4. September 1946.

⁷⁰ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 253.

⁷¹ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 210. Zu seinem Ruf als Schlechtwetterfahrer vgl. auch den «Sport» vom 4. September 1946.

⁷² Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 210.

⁷³ Interview mit Hans Hollenstein, 22. Januar 2010.

⁷⁴ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 70.

⁷⁵ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 251.

⁷⁶ Vgl. dazu Brandner, Samuel: *Wo es auf den letzten Funken Kraft ankommt! Eine diskurgeschichtliche Untersuchung der Ovomaltine (1904–1954)*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 2004; Berger, Myriam: «Vivat Helvetia, vivat Ovomaltine». Vom Heilmittel zum Nationalgetränk. Ovomaltine-Werbung von 1904 bis 1940. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1998.

⁷⁷ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 71.

besann mich auf die richtige Atmung, auf die zweckmässige Haltung auf dem Rade, und ich verstand allmählich die Kraft der Arme ebenso auszunützen wie die der Beine für die Vorwärtsbewegung des Rades. Besonders am Berge übte ich mit meinem treuen Freunde Huber die richtige Fahrweise: dann übte ich stundenlang das kraftvolle Treten eines Beines mit gleichzeitiger mächtiger Ziehbewegung des anderen. (...) Ich hatte fest im Sinn, jede einzelne Bewegung zu zerlegen, zu überdenken und nach besseren Möglichkeiten in der Auswertung zu sinnen. Nur mein Freund Franz Huber wusste davon; allen andern verschwieg ich meine Pläne. Auch versuchte ich, meine Kräfte, meinen Willen, und überhaupt mich selbst wenn möglich ganz zu erkennen. In diese Zeit fällt auch der Beginn meines heimlich geführten Tagebuches.»⁷⁸

Von Wädenswil am Zürichsee aus fuhr Knecht stets in die Höhe, ins schwyzerische Rothenthurm, übte sich immer im selben harten Anstieg, startete neu, wenn er einen noch so kleinen Fehler beging. Das machte ihn zum guten Kletterer. Und Hans Knecht setzte sich auch mit Biologie, Ernährungswissenschaft und Anatomie auseinander. Zwar galt seine körperliche Haltung auf dem Rad auch später nicht als vorbildlich, doch verbesserte er sich fortlaufend. Hans Knecht gewann erste schweizerische Amateurrennen. Nunmehr als ein Siegfahrer fand er einen wohlhabenden Gönner, der ihm einen achtwöchigen Aufenthalt in der damals führenden Radsportnation Belgien finanzierte. In vier Tagen radelte Knecht von Zürich nach Belgien, wo er freundlich aufgenommen wurde:

«Acht harte Wochen lang übte ich mit Belgiens Meisterfahrern der Strasse. Sie nahmen mich auf wie einen der ihrigen. Sie zeigten mir vieles unaufgefordert; was sie verschwiegen, das luchste ich ihnen auf Übungsfahrten ab. Der Wind von der Nordsee her erforderte das Fächerfahren, um trotz Windbreitseiten Windschatten zu geniessen. (...) In der belgischen Schule erkannte ich zum ersten Male genau, wo meine Schwächen und meine Fähigkeiten waren. Bei Etappenrennen, die sich auf mehrere aufeinanderfolgende Tage verteilten,

⁷⁸ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 64 f.

versagte ich jedes Mal, weil mein Körper sich in der Nacht nicht erholte; denn mir fehlte der verjüngende, heilsame Schlaf, der die Zellen erneuert, den Geist erfrischt und die Muskelverhärtungen wieder lockert. (...) Meine Stärke lag bei schweren Rennen, die nur einen Tag dauerten. (...) In Belgien erkannte ich auch erstmals die für mich alleine richtige Spurtart, wobei sich nach unzähligen Probespurten die Dreihundertmeter-Endstrecke als besonders günstig für mich erwies.»⁷⁹

In Belgien begegnete Knecht auch dem kommenden Mann der Eintagesrennen, dem einheimischen Marcel Kint (1914–2002). Dieser war bereits Professional und verfügte über einen Pfleger, der seine Fahrzeiten mit «wissenschaftlicher Genauigkeit»⁸⁰ protokollierte. Im Büchlein des Pflegers fand alles Aufnahme: die Luftfeuchtigkeit, die Windstärke, die Temperatur, das Gewicht des Fahrers, die Mahlzeiten und vieles mehr. Dies zeigt auf, wie akribisch und wissenschaftlich man schon in der Zwischenkriegszeit Sport betreiben konnte. Knecht profitierte viel, wurde zum Spitzenamateur in der Schweiz. Seine erwähnte Endspurtmethode avancierte bald zur gefürchteten Waffe. Im Jahre 1938 feierte der Zürcher seinen ersten ganz grossen Triumph. In Valkenburg setzte er sich gegen Landsmann Sepp Wagner durch und wurde Amateur-Weltmeister! Dabei hatte er sich als «Fuchs» erwiesen. Am steilen Cauberg trat er jedes Mal an, liess sich aber stets wieder einholen und verpuffte seine Kräfte scheinbar sinnlos. Mit der Zeit glaubten die Gegner, es handle sich um eine Spinnerei des Schweizers. Doch in der letzten Runde attackierte Knecht resolut, und nur sein Landsmann Sepp Wagner folgte ihm. Die beiden setzten sich ab, und Knecht gewann gegen den Freund, der zum Konkurrenten geworden war.

⁷⁹ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 141 f.

⁸⁰ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 143.

Durchbeissen als Profi und Unternehmer in schwierigen Zeiten

Nach dem grossen Erfolg wurde Hans Knecht in Zürich begeistert empfangen, er erhielt in einem Zürcher Restaurant freie Kost und ass endlich genug Fleisch, um seine Muskelbildung zu fördern. Ein Jahr später, 1939, löste Knecht eine Profilizenz, doch der Krieg verhinderte weitere Exploits. Immerhin verdiente Knecht nun genug, um ein besseres Leben führen zu können, ein strenges zwar, aber ein von existentiellen Nöten befreites. Er schloss lukrative Verträge mit Fahrradmarken ab, fand Sponsoren, kassierte als Amateur-Weltmeister recht ansehnliche Startgelder. Dubiose Gestalten versuchten ihn für Wundermittel zu gewinnen, gaben sich die Klinke in die Hand. Endlich war er jemand, kein Namenloser mehr. Im Jahre 1944 eröffnete Knecht ein Fahrradgeschäft, obwohl sich die Kreditaufnahme sehr schwierig gestaltet hatte.

Immerhin konnte Hans Knecht in der Kriegszeit zwei Schweizermeistertitel feiern, einen davon errang er mit sieben Minuten Vorsprung. «Schlepper»⁸¹ für andere Fahrer wollte er nicht sein, er wollte Siegfahrer sein. In Bedrängnis geriet Knecht, als er sich halbherzig einem Streik der Berufsfahrer gegen ein neues, die weniger bekannten Sportler begünstigendes System der Gagenverteilung zur Wehr setzte. Sowohl vom Verband wie auch durch die Streikenden wurde er bedrängt. Dies war ihm eine Lehre, «Dinge ganz oder gar nicht anzupacken».⁸²

Radfahren ist nicht nur Technik, Kraft, Kondition und Training, sondern zu einem grossen Teil auch Taktik. Wie kann man wertvolle Kraft sparen, welcher Ausreisser ist gefährlich, welche Gruppe kann man vorderhand getrost ziehen lassen, welche aber gilt es zu stellen, wie verhält man sich im Schlusskampf?

Hans Knecht war bekannt als gewiefter Taktiker. Zuerst einmal galt es, sich ein Bild von den Gegnern zu machen. Dabei half ihm sein treuer und erfahrener Pfleger Hans Wirth, der ihn mit «opferwilliger

⁸¹ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 212.

⁸² Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 235 f.

Hingabe»⁸³ betreute. Wirth las die neuesten Trainingsbücher, verstand etwas von Taktik und Physiologie und war zudem ein glänzender Beobachter. Er orientierte Knecht über den Formstand der gefährlichsten Gegner. Und Wirth war ein Gentleman gegenüber anderen Pflegern, die ihre Chefs bei schlechten Leistungen oft übel beschimpften:

«Du bist eine hohle Null, eine leere Nuss, ein lahmer Trottel, eine faule Eichel, eine mit warmer Luft gefüllte Blutwursthaut, eine ausgebrannte Rakete, eine leere Patrone, eine rostige Hülse, ein aufgestochener Ballon, ein geplatzter Reifen, eine rostige Blechfelge, ein alter Geissbock.»⁸⁴

So amüsant diese Tirade auch tönen mag, so bedenklich stimmt einen der harsche Umgangston zwischen Fahrer und Betreuer. Dies erinnert an die proletarischen Ursprünge des Berufsradsports, an die agonal ausgerichtete Kommunikation innerhalb der Arbeiterschaft, an derbe Sprüche, Zoten, Flüche und latente Aggressionen.

Vor den Rennen besprach sich Knecht jeweils mit seinem Pfleger. Dieser gab letzte Ratschläge, Tipps und munterte seinen Chef auf. Im Rennen selbst beobachtete er seine Rivalen möglichst unauffällig. Ohnehin war Knecht ein Meister der Verstellung. Gegenüber Konkurrenten und Medien gab er sich gerne wortkarg, ja sogar dummlich⁸⁵ und dachte sich dabei seinen Teil. Sein Buch jedoch spricht eine deutlich andere Sprache. So schweigsam sich Knecht auch gegenüber der Öffentlichkeit gebärdete, so luzid ist sein schriftlicher Ausdruck. «Stille Wasser gründen tief: Wenige nur ahnen, dass der Schweigsame das stille Denken vorzieht.»⁸⁶ Auf den ersten, meist noch ruhigen Rennkilometern beobachtete Knecht möglichst unauffällig seine Rivalen, musterte, begutachtete, welcher Favorit «rund fuhr» und am Schluss gefährlich werden konnte:

«Achtung! Jeden Gegner überwachen: jeden härteren Antritt des Vordermannes frühzeitig erblicken, um einen vermuteten Vorstoss

⁸³ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 207.

⁸⁴ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 207 f.

⁸⁵ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 132.

⁸⁶ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 76.

sofort zu erkennen; jede Sekunde die Überraschung von hinten erwarten; fortwährend, unaufhörlich die unmenschlichste, höchste Anstrengung vollbringen; lauern und belauert werden; beargwöhnen und beargwöhnt werden; Schwäche vortäuschen oder Stärke heucheln; ahnungslos aussehen und doch alles ahnen; verwirren und verwirrt werden!»⁸⁷

Wer ein erfolgreicher Radfahrer sein wollte, hatte also auf vieles zu achten und die Gegner zu «verwirren» und zu täuschen. Wer eine Schwäche nur vortäuschte, wurde vielleicht später unterschätzt und konnte auf seine Chance hoffen. Allerdings kannten die Rennfahrer die Strategien ihrer Gegner, sodass ein ständiges Täuschen stattfand, das hohe Konzentration erforderte und sich bei der gleichzeitigen körperlichen Anstrengung zermürend auswirken konnte.

Knecht hat manches Rennen solo gewonnen. Er beschrieb denn auch, was es brauchte, ein erfolgreicher «Alleinfahrer» zu sein, nämlich:

(...) «die hartgeschulte Kraft; das uneingeschränkte Selbstvertrauen; den kalten, trotzigsten Durchhalte-Willen; den klug abwägenden Verstand; das Wissen um die Möglichkeiten der menschlichen Kraft; den klaren, freien Geist und vor allem das Wissen um die menschliche Seele. (...) Ein Rennen ist wie ein Abbild des Lebens und wie ein Schachspiel des Schicksals.»⁸⁸

Oft fragten Fans und Journalisten Hans Knecht nach seinem Erfolgsrezept. Seine Antwort darauf war klar und unmissverständlich:

«Es gibt keine unbedingt siegbringende Taktik. Der Rennfahrer muss das für ihn Richtige sauer im Schweiß seines ganzen Leibes erfahren und verdienen. So mögen die Geheimnisse über Taktik weiterhin in einem siebenmal versiegelten Buche versiegelt bleiben, denn sie nützen dem Rennfahrer nichts. (...) In meiner Laufbahn als Rennfahrer habe ich erkennen müssen, dass ein jeder Fahrer seine eigene Taktik finden muss. Nichts kommt umsonst angeflogen.»⁸⁹

⁸⁷ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 111.

⁸⁸ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 72 f.

⁸⁹ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 193.

Jeder Fahrer müsse sich individuell auf seine Fähigkeiten und Schwächen ausrichten. Es komme auf Faktoren wie Gewicht, Ausdauer, Konzentration oder den Formstand an. Entscheidend aber sei die Fähigkeit,

(...) «Kraftvorrat solange gespeichert zu lassen, dass damit eine Überlegenheit im Endkampfe vorhanden ist. Der Taktiker muss die Leistungsfähigkeit der Gegner kennen, und er muss wissen, wer heute einen guten oder schlechten Tag hat. (...) Aber hüte dich vor Fehlschlüssen. Hüte dich vor allem vor der eiteln Unterschätzung der Gegner.»⁹⁰

Knecht war, wie gesagt, ein gefürchteter «Finisseur» (so nennen das die Franzosen), ein guter Vollender auf den letzten Metern. Sein langgezogener, immer wieder geübter Dreihundertmetersprint machte ihn unberechenbar. Was ging einem Rennfahrer wie Knecht kurz vor dem Ziel durch den Kopf?

«Etwa dreihundert Meter vor dem Ziele lasse ich mich zurückfallen. Jetzt fühle ich den Blick der Mutter; ich sehe die Formulare des Betriebsbeamten; dann meinen ehemaligen Schullehrer; und ich sehe die Tante Emmerenza Stiebelin hinter mir. Ich höre ihre höhnischen, hämischen, richtenden und vernichtenden Worte: Knecht bleibt Knecht. (...). Du bist nichts und du hast nichts! (...) Vorwärts! Ich muss! Ich will!»⁹¹

Diese eindrückliche Stelle zeigt ein weiteres Mal, wie und warum sich Hans Knecht derart zu Leistungen motivieren konnte, in diesem Fall zum Sieg an den Amateur-Meisterschaften von Zürich 1938. Doch konnten die Beine noch so gut sein, die Taktik noch so gewieft, manchmal verhinderte ein simpler Materialdefekt den Erfolg. Das kam damals oft vor, denn weder die Strassen noch die Reifen hatten die Qualität von heute. Hans Knecht listet auf, was alles zu einem «Platten» führen konnte:

«Eine zwischen Pflastersteinen eingeklemmte Haarnadel, kaum sichtbar in der Richtung gegen den Fahrer vorstehend, kann den Reifen platzen machen, Reissnägeln, Schuhnägeln, Nägeln für das Befestigen

⁹⁰ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 193 f.

⁹¹ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 93.

der hufeisenförmigen, leicht nach aussen gewölbten Schuhabsatz-Plättchen, scharfrundkantige Hülsen der verfluchten Lippenstifte, giftigspitzige Splitter von gläsernen Kopfwehpulverröhrchen, Schuh- und Korsettösen, – das alles birgt Gefahr.»⁹²

Champagner, Ovomaltine und andere Substanzen

Nicht jedes Rennen endete mit einem Triumph, zu stark war die Konkurrenz. Und manche Rivalen griffen schon damals zu gewissen Substanzen, um ihre Leistungsfähigkeit zu verbessern. Knecht selbst erwähnt den Begriff «Doping» mehrmals.⁹³ Das erste Dopingreglement der Schweiz entstand erst im Jahre 1959, also lange nach dem Rücktritt Knechts. Davor war eigentlich erlaubt, was gefiel und zu nützen schien. Knecht schreibt, niemals Aufputschmittel genommen zu haben, erklärte sogar, kurz vor dem Ziel eines wichtigen Rennens auf Champagner verzichtet zu haben, damals beliebt als «Aufpeitscher». Wir können den Beteuerungen Knechts Glauben schenken – wohl wissend, dass Spitzensportler ihre Hände oft in Unschuld waschen, wenn von Doping die Rede ist. Nach seinem Amateur-Weltmeistertitel 1938 und den anschliessenden Erfolgen stand auch Hans Knecht im Gerücht, seine spektakulären Erfolge «gewissen Substanzen» zu verdanken:

⁹² Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 87.

⁹³ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 242. Zum Doping vgl. beispielsweise Thieme, Detlef, und Peter Hemmersbach (Hg.): *Doping in Sports*. Berlin 2010; Spitzer, Giselher (Hg.): *Doping and Doping Control in Europe. Performance Enhancing Drugs, Elite Sports and Leisure Time Sport in Denmark, Great Britain, East and West Germany, Poland, France, Italy*. Aachen 2006. Historisch zur Schweiz vgl. Krizanek, Milan: *Die geplatzte «Doping-Beule». Die ersten Dopingskandale und das erste Dopingreglement der Schweiz (1959–1963)*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 2009.

«Es hatte sich das Gerücht verbreitet, ich wisse mit seltsamen Geheimnissen geheimnisvolle Kräfte zu wecken; ich stehe mit dem Teufel im Bunde; ich hätte schauerliche Gifte bei mir; ich mache Einspritzungen, so Coramin⁹⁴, Coffein, Euphylin⁹⁵, oder ich geniesse Kokain und Heroin. Indes kannte ich alle diese Mittel nicht einmal dem Namen nach. Ich war schon glücklich, wenn mir meine Mutter regelmässig Ovomaltine kaufen konnte.»⁹⁶

Knecht kannte einen Fahrer, der regelmässig Einspritzungen vornahm, persönlich. Er nannte ihn «Cato Reyer». Dieser war ein Modellathlet «griechischen Zuschnitts», mit Kontakten in die Halbwelt Zürichs, der immer tiefer sank, einen unsoliden Lebenswandel führte und sich nur mit Doping zu helfen wusste, um an Rennen bestehen zu können. Vor einem solchen sah Knecht zufällig, wie sich «Reyer» eine «grüngelbliche Substanz» spritzte:

«Ich wusste um Catos lasterhaften Lebenswandel, und ich wusste, dass er immer zu gefährlicheren Dopings griff. Er hatte mit harmlosen Tabletten begonnen; später halfen ihm nur noch scharfe Gifte. Diese Gifte höhlten ihn aus, verzehrten und vernichteten ihn. Nach jedem schärferen Gift wurde auch sein Charakter gemeiner, denn die chemisch aufpeitschenden Stoffe können jede sittliche Gesinnung aufheben. Geist und Seele leiden; es ist, als ob etwas Unheimliches an deren Stelle träte. Nie hatte ich aber geahnt, dass Cato bei Einspritzungen angelangt war. Jetzt war die gläserne Spritze mit der Nickelfassung leer.»⁹⁷

⁹⁴ Coramin, ein Analeptikum, mit stimulierender Wirkung auf Atmung, Kreislauf und Nervensystem. Wird bei Erschöpfungszuständen verabreicht. Mittlerweile auf der Dopingliste.

⁹⁵ Euphylin, ein Asthmamedikament, vergrössert die Atmungsleistung.

⁹⁶ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 152 f.

⁹⁷ Knecht, Hans: *Strasse ohne Ende*. Zürich 1949. S. 218.

«Reyer» geriet, so Hans Knecht, später immer stärker in den Abwärtsstrudel. Er stahl Fahrräder im grossen Stil und bediente einen Hehler, wurde verhaftet, kam jahrelang ins Zuchthaus. Später, während des Krieges, soll er gar gegen Geld militärische Geheimnisse an die Nationalsozialisten verraten haben und als Landesverräter erschossen worden sein. (Der Jurist und Autor Peter Noll hat die Lebensläufe der 17 im Zweiten Weltkrieg als «Landesverräter» erschossenen Männer rekonstruiert.⁹⁸ Dabei konnte bisher keiner von ihnen als Knechts «Cato Rey» identifiziert werden; von einem Radrennfahrer ist nicht die Rede. – Ist also «Cato Rey» ein Konstrukt? Ein literarischer Kontrapunkt zu Knechts eigenem ehrlichen Wesen? Immerhin beteuert Knecht im Vorwort, wie sehr er der Wahrheit verpflichtet sei.⁹⁹)

Zürich 1946: Weltmeister der Berufs-Radrennfahrer!

Die ersten Radweltmeisterschaften nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs fanden in der Schweiz, im Kanton Zürich statt. Knecht hatte also Heimvorteil. Favoriten waren die beiden Italiener Gino Bartali und Fausto Coppi, ferner der Belgier Marcel Kint, Titelverteidiger von 1938, Rick van Steenbergen, der Franzose Guy Lapébie und ein weiterer Belgier, Emile Masson. Die Schweizer galten als Aussenseiter, und nur grosse Optimisten unter dem heimischen Publikum gaben ihnen eine Chance.¹⁰⁰ Bei Regen und Kälte entwickelte sich ein animiertes Rennen mit einigen Fluchtversuchen.¹⁰¹ Erst der Ausreisser und Titelverteidiger von 1938, Marcel Kint, vermochte sich dauerhaft vom Feld abzusetzen. Hans Knecht entschloss sich zur Verfolgung, schloss auf, hatte jedoch mit Rick van Steenbergen einen

⁹⁸ Noll, Peter: Landesverräter. 17 Lebensläufe und Todesurteile, 1942–1944. Frauenfeld 1980.

⁹⁹ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 5.

¹⁰⁰ Vgl. die Einschätzung in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 30. August 1946.

¹⁰¹ Zum Rennverlauf vgl. den «Sport» vom 2. September 1946.

weiteren favorisierten Belgier am Hinterrad, der natürlich keine Führungsarbeit geleistet hatte. Die Lage schien für den Schweizer verzwickter, als van Steenbergen dem hohen Tempo Tribut zahlen musste und kurz vor dem Ziel zurückfiel. Nun galt es noch den erfahrenen, im Endspurt starken Kint zu schlagen. Dieser überliess Knecht listig die Führung, vermochte dann jedoch dem Antritt des Schweizers nichts entgegenzusetzen. Hans Knecht war Weltmeister, der Jubel der 50 000 Zuschauer an der Strecke war grenzenlos.

Rückzug vom Sport

Zwar erhielt Hans Knecht nun einige finanziell interessante Angebote, doch aus dem Titel wirklich Kapital zu schlagen, vermochte er nicht. Eine körperliche und psychische Schwäche band ihn zurück, und 1949 zog er sich nach zehn Jahren vom Berufssport zurück. Hans Knecht widmete sich fortan seinem Fahrradgeschäft in Altstetten und expandierte gar. Die radsportbegeisterten 1950er-Jahre waren eine gute Zeit für Umsätze in dieser Branche, sodass Knecht bald zwei Filialen eröffnen konnte. Doch ab 1960 wollte das Geschäft nicht mehr so recht rentieren, auch die Konkurrenz des Automobils wurde spürbar. Hans Knecht ging Konkurs und arbeitete bis zu seiner Pensionierung als Magaziner in der Automobilbranche.¹⁰² Dies war zweifellos hart, doch konnte er dank des allgemein steigenden Lebensstandards mit Sicherheit immer noch ein materiell angenehmeres Leben führen, als er von seiner Jugend her gewöhnt war. Zwar war Hans Knecht der ganz grosse soziale Aufstieg nicht gelungen, aber eine Zeit lang hatte er als Berufs-Radfahrer gutes Geld verdient, ebenso als selbstständig erwerbender Geschäftsmann.

¹⁰² Vgl. Gerber, Hans-Dieter: Artikel „Knecht, Hans“. In: Historisches Lexikon der Schweiz www.hls.ch, eingesehen am 25. Januar 2010.

Schlussbetrachtung: Durchlässigkeit des hiesigen sozialen Systems

Der in Aussersihl geborene, im kleinbürgerlichen Milieu aufgewachsene Paul Wehrli schildert in seinen Kindheitserinnerungen «Martin Wendel» die Lebenswelt eines Heranwachsenden in vielen Facetten. Aussersihl war um 1900 keinesfalls ein homogenes, sozialistisch oder kommunistisch dominiertes Arbeiterquartier. Noch 1896 war die «Demokratische Partei» klar die stärkste Kraft im damaligen Kreis III. Doch muss man in Rechnung stellen, dass damals auch das kleinbürgerliche Wiedikon zum Kreis III gehörte. Die «Demokratische Partei» war 1867 im Kanton Zürich in Konkurrenz zur Dominanz gegen die dominierenden Liberalen Alfred Eschers gegründet worden. «National, direktdemokratisch und staatsinterventionistisch, vertrat sie den Ausbau der Volksrechte, die Staatsmonopole und forderte soziale Reformen; sie lehnte den Klassenkampf ab und hielt den Kulturkampf für überholt.»¹⁰³

Die Lebensstile der Bewohnerinnen und Bewohner unterschieden sich stark. Natürlich waren die meisten Aussersihler relativ arm. Doch die Familie eines Postbeamten sah sich keinen existentiellen Schwierigkeiten ausgesetzt. Neben Arbeit und Pflichten war die Kindheit Wehrlis geprägt von intensiven Sozialkontakten mit männlichen Gleichaltrigen im Hof der Mietskaserne, auf der Strasse und in der näheren Umgebung Zürichs. Dort trieben die Kinder Sport, dort spielten sie ausgelassen. Die männliche, auf Kraft und Wettbewerb ausgerichtete Sozialisation Wehrlis sticht gleichwohl ins Auge. Doch Wehrli war auch eine Leseratte. Wie viele andere Kinder verschlang er die billigen Abenteuerheftchen, die von den Eliten als «Schund» gebrandmarkt und verfolgt wurden. Die Lektüre beflügelte gleichwohl die Phantasie der Kleinen, die wetteiferten, welcher ihrer Helden

¹⁰³ Bürgi, Markus: Artikel „Demokratische Partei“. In: Historisches Lexikon der Schweiz www.hls.ch, eingesehen am 26. Februar 2011. Vgl. auch Jent, Viktor: Kämpfe, Erfolge, Schlappen. Hundert Jahre Demokratische Partei des Kantons Zürich. Winterthur 1967.

der stärkste sei. Die gewalttätigen Geschichten und die Schlachtenmythen der Schweizergeschichte wurden aufgenommen unter anderem im «Zürcher Bubenkrieg» von 1905, von welchem Paul Wehrli berichtet. Dieser «Krieg» knüpfte an alte, gewissermassen korporative Rivalitäten zwischen den Jungmannschaften benachbarter Orte. Dass mit solchen Abgrenzungen im täglichen Leben zu rechnen war, davon wusste zum Beispiel Paul Wehrlis Bruder Schaggi, für den es als Aussersihler richtig gefährlich war, in den benachbarten Stadtteil Enge zu gehen, lauerten doch dort gewaltbereite Jugendliche an jeder Häuserecke.

Paul Wehrli konnte auf eine reiche, erfüllte Kindheit zurückblicken, als seine Erinnerungen im Kriegsjahr 1942 erschienen. Der Text ist wohlthuend sachlich gehalten und zeugt vom sozialen Aufstieg eines Briefträgerbuben zum Akademiker in einer Zeit, in der (so würde man vielleicht vermuten) dies noch nicht unbedingt selbstverständlich war. Wehrli blieb zeitlebens ein begeisterter Leser. Doch änderte sich sein Lesestoff: Weg von Old Waverley, hin zu Friedrich Schiller.

Als Kind schon hatte sich der Zürcher Hans Knecht geschworen, nicht namenlos zu bleiben, dem Elend zu entfliehen, sich einen Namen zu machen, «zum Licht empor» zu gelangen.¹⁰⁴ Dabei setzte er auf den Radsport als einen Motor sozialen Aufstiegs. Diese Einstellung prägte den Spitzensportler Knecht, der härter noch als andere trainierte und bald als «Schlechtwetterfahrer» bekannt war. Vor dem Ziel gingen ihm jeweils Elendserfahrungen und Demütigungen aus seiner Kindheit und Jugend durch den Kopf. Vielleicht gaben gerade diese Gedanken den Ausschlag, nochmals alles zu geben, vielleicht machten sie den berühmten Unterschied auf den letzten Metern aus. Zudem war er ein gewiefter Taktiker, der sich stets weiterbildete und manchen Sieg dank feinem taktischen Gespür erringen konnte. Seine Siegesesserie im Jahre 1939 machte ihn verdächtig, Doping zu gebrauchen. Hans Knecht trainierte systematisch Technik und Ausdauer, ging gar nach Belgien, um von den Weltbesten zu lernen. Als erster Radfahrer errang er sowohl bei den Amateuren als auch bei den Profis den Welt-

¹⁰⁴ Knecht, Hans: Strasse ohne Ende. Zürich 1949. S. 26.

meistertitel. Schon regelmässiger Fleischkonsum und genügend Essen waren ein Zeichen sozialen Aufstiegs in den schweren Jahren der Weltwirtschaftskrise 1929 bis 1936. Als Berufsfahrer verdiente Hans Knecht recht gut und eröffnete ein Fahrradgeschäft, das anfänglich erfreulich lief, aber nach dem Verebben der Radsportbegeisterung Schiffbruch erlitt. Dennoch können wir sagen, dass Knecht zumindest eine Phase seines Lebens als sozialer Aufsteiger gelten kann. Dass er heute viel unbekannter ist als Ferdy Kübler oder Hugo Koblet, liegt an seinen schwachen Ergebnissen an den grossen Rundfahrten. Zwar ist aus dem «Knecht» tatsächlich, wie ihm Bekannte immer wieder vorhielten, kein «Herr» geworden. Aber als Autor vermochte sich Hans Knecht ein Denkmal zu setzen. Er schrieb nicht nur Anleitungen für junge Sportsfreunde, sich einen Namen als Spitzensportler zu machen. Seine Autobiografie ist zum Zeitpunkt des Drucks, um 1950, auch eine Anleitung zum sozialen Aufstieg. So zitiert Knecht einen jugendlichen Bewunderer, der ihm einen lustig geschriebenen Brief schickte und ihm nacheifern wollte. Noch heute sind also Knechts Aufzeichnungen lesenswert, nicht nur für Sporthistoriker und Radsportbegeisterte, sondern auch für junge Rennfahrer. Die Lebensgeschichte Hans Knechts ist jedenfalls die aufschlussreichste Sportlerautobiografie, die ich bis anhin gelesen habe.

So unterschiedlich die Begabungen und Talente der beiden Autoren auch waren, so ähnlich verliefen ihre Biographien: weg von der Armut in der Kindheit hin zu einem besseren Auskommen und einem erfüllten Leben. Während Paul Wehrli sein Leben der Kultur widmete, war Knecht ein formidabler Sportsmann. Beide erreichten viel in ihrem Leben dank grossem eigenen Einsatz und unermüdlicher Arbeit. Ihre autobiografischen Texte zeugen nicht zuletzt von einer gewissen Durchlässigkeit des sozialen Systems, von einer Gesellschaft, deren Klassenschranken niemals so rigide waren wie in anderen europäischen Staaten.